

«In meinen inneren Landschaften, sie alle unwirklich, war es immer die Ferne, die mich anzog.»

Fernando Pessoa, «Das Buch der Unruhe»

Die Weitung des Sehens

Ich schaue mit vielen Augen. Assoziationen zünden im Sekundentakt. Das Bild wird zum quellenden Gebilde. Ich bin im Bild und betrachte es zugleich. Der doppelte Standort öffnet etwas Ekstatisches. Wie ein gutes Buch führen mich Carin Studers Malereien ins Zentrum meiner selbst, wo sich Gegenwart und Erinnerung verbinden.

Schon die Titel der Malereien – «nah – fern, «Gezeiten», «Himmelsweiden», «fliegender Berg», «Tanz» und «Über Eis gehen» – geben den Hinweis, welche Motive das Werk von Carin Studer bestimmen: der offene Raum, der Kreislauf der Natur und die Befindlichkeit des Menschen darin.

Die Malerei Carin Studers ergründet die Gegenwärtigkeit des Menschen im offenen Raum. Formelemente und Strukturen, mal weich ineinanderfliessend, mal in klarer Gegenüberstellung, fügen den Bildraum zum assoziativen Gewebe. Die Künstlerin schafft keine Abbilder, sondern gestaltet «mitschreibend» natürliche Kräfte. Indem sie Malprozess und Motiv im Gleichmass hält, visualisiert sie Werden und Vergehen und reicht uns ein optisches Instrument, mit dem wir im «Buch unseres Ichs» zu lesen vermögen. Die Bilder werden zum Lösungsmittel, dank dessen der Betrachter die «Negative in der Dunkelkammer seiner Seele» zu entwickeln vermag.

Die Malereien geben keine Lesart vor, überdecken unsere eigenen Bilder nicht. Was zu

dominant oder statisch werden könnte, löst die Künstlerin in einer kreisenden Suchbewegung gleich wieder auf, fügt es sanft neu zusammen und hält es in der Schweben. Entgrenzendes findet seinen Widerpart im Verbindenden. Der spiraling kreisende Malprozess geht, um mit Kleist zu sprechen, durch ein Unendliches und kehrt auf höherer Ebene zum Ausgangspunkt zurück. Auf dem Kreis des Schöpferischen berührt sich alles stets neu und hält so das Gleichgewicht in der Schweben. Gerade insofern ist Carin Studers Werk sperrig, als es nie appellativ, manieristisch oder ornamental ist, sondern in seiner Klarheit das Polare in eine Harmonie bettet.

Die Bilder beharren auf dem schöpferischen Leerraum in uns. Dieser ist vielleicht das einzig Unmässige im Werk dieser Künstlerin. Das Dunkle, allenfalls Abgründige wird nicht benannt, sondern augenzwinkernd angedeutet. Leerraum ist bei ihr nie einfach Lücke oder Aussparung, sondern Fülle des Raums. In den Bergbildern ist eine solche Aura von Ferne, die uns gleichzeitig vertraut ist, besonders spürbar und erinnert an die chinesische Landschaftsmalerei.¹ Die Klage Walter Benjamins, der Aura als «einmalige Erscheinung von Ferne» beschrieb und befand, die Moderne zeichne sich durch die Verödung von Imaginationen aus, in denen Ferne aufscheine, liesse sich mit Carin Studers Werk nicht untermauern. Das flutende Raumgefühl, der Wirbel der Naturelemente und der entgrenzende Leerraum erzeugen eine schwebende, kosmische Leichtigkeit.

Da sich die Bilder der Künstlerin nie aufdrängen, lassen sie sich immer wieder neu entdecken. Denn damit uns etwas nicht verleidet, müssen wir es auf bestimmte Weise auch «vergessen» können. Beim Wiederbetrachten erstet, wie bei einem Déjà-vu,

schlagartig die vertraute und eine sanfte «Ekstase des Vergessens» in sich tragende Stimmung wieder. Der Philosoph Henri Bergson beschrieb Erinnerung als Schnittstelle von Geist und Materie. Echte Kunst erschliesst diese Form des Erinnerns, indem sie die Zeit dehnt und eine verloren geglaubte Welt auferstehen lässt. Das Bild verliert seinen Abbildcharakter und trägt uns in die Tiefe der Wahrnehmung und Erinnerung. Unsere gewohnte innere Chronologie gerät ins Wanken, Zeiten und Orte unserer verschiedenen Ichs strudeln durcheinander – einen Moment lang stehen wir ausserhalb der Zeit.

Carin Studers Schaffen macht diese so verschiedenen Dimensionen fruchtbar. Die Gleichzeitigkeit von Zartheit und elementarer Gewalt, die Gertrud Leutenegger in ihrem Roman «Vorabend» als Zeichen geschärfter Wahrnehmung beschreibt, prägt Carin Studers Werk: «Wenn wir, durch uns hindurchstossend, in eine tiefe Ungefülltheit brechen, eine grossmächtige Leere, von Krümmungen und Verheissungen umflossen, als wären wir dort, im Verstecktesten, durchsichtig geworden auf die Welt. Als wäre dort, von uns, nichts mehr übrig als nur eine Öffnung, von Herausforderungen durchzittert, tausend eingestreute Felder sind wir, von Fäden durchlaufen, die zueinander gelangen wollen. Dieses Irrlichern der Fäden, wenn die Zeit stockt, wenn wir ganz Horchen sind und ganz Gewalt.»

Für mich ist diese Künstlerin eine sanfte Naturgewalt.

Andreas Vonmoos